

tesbett seiner vorgefaßten Meinung zwängt, einseitig soziologisch und rein profanhistorisch die Kirche betrachtet und ihr darum theologisch nicht gerecht wird. Vieles ist einseitig gesehen, was wahrscheinlich auf die vom Vf. benützte Literatur zurückzuführen sein wird.

Der wesentlichste Einwand gegen die Gesamtkonzeption des Buches scheinen uns jedoch die Fragen zu sein, die sich bei der Lektüre aufdrängen: 1. Wo bleibt bei des Vf.s Betrachtung des Weges der Kirche in der Geschichte noch Platz für die Leitung dieser Kirche durch den Hl. Geist, den Christus ihr versprochen hat? Und hat Christus seiner Kirche nicht zugesichert, daß er bei ihr sein wird bis zur Vollendung der Weltzeit? Wie ist damit die Behauptung, das Christentum sei schon um 250 auf der Strecke geblieben, in Einklang zu bringen? 2. Müssen wir uns nicht immer wieder fragen, wie ernsthaft wir an die Menschwerdung Christi glauben, daß also Christi Leib buchstäblich der Leib Gottes ist, wenn wir fast irre werden ob der menschlichen, oft allzumenschlichen Züge im Antlitz des Geschichtsleibes der Kirche, die Christus gestiftet hat? Ist das Göttliche, einst in Christus durch seinen Leib verdeckt, in seinem geheimnisvollen Leib, der Kirche, wirklich verlorengegangen?

Herneggers Buch ist eine Herausforderung an die Fachleute fast aller theologischen Disziplinen, an den Dogmatiker ebenso wie an den Exegeten, den Kirchenhistoriker wie an den Rechtshistoriker. Wenn dies erreicht wird, dann hat das Buch gute Dienste geleistet – für die Kirche.

*Schwaz/Tirol*

*Josef Steindl*

SANTIFALLER LEO (Herausgeber), *Römische historische Mitteilungen*, 6. u. 7. Heft (1962–64). (353.) Verlag Hermann Böhlau Nachf., Graz 1964/65. Brosch. S. 184.–.

Das Doppelheft bringt neben dem Jahresbericht und einigen Kurzbeiträgen fünf größere Arbeiten. *J. Lenzenweger* („Albrecht II., Herzog von Österreich, und die Päpste von Avignon“, 29–71) schildert die leider vergeblichen Vermittlungsversuche Albrechts II. († 1358) in dem Ringen zwischen Ludwig dem Bayern († 1347) und den Päpsten Johannes XXII., Benedikt XII. und Clemens VI. Nach Ludwigs Tod nützte Albrecht seine guten Beziehungen zu Avignon, um verdienten Personen päpstliche Vergünstigungen zu verschaffen. Eine Fülle unbekannter Details von lokalgeschichtlichem Interesse konnte der Verfasser den päpstlichen Registern entnehmen. *A. A. Strnad* („Libertas ecclesiae und fürstliche Bistumspolitik“, 72–112) untersucht die Einflußnahme Rudolf IV., des Sohnes Albrechts II., auf die Besetzung der Bistümer. Es gelang ihm in Avignon, die Bestellung des Petrus von Rosenberg für Passau mit zu hinterreiben und den habsburgfreundlichen Kandidaten des Domkapitels, Albert von Winkel, durchzudrücken. In Brixen mußte sogar der Elekt des Kaisers, Lambert von Born, seinem

Kanzler Johannes Ribi von Platzheim (oder Lenzburg) nachstehen. *J. Rainer* („Projekte zur Errichtung eines Bistums Graz“, 113–136) informiert über die Bestrebungen Friedrichs III., Herzogs Karl von Innerösterreich und des späteren Kaisers Ferdinand II., Graz zum Sitz eines Bischofs zu machen. Obwohl Papst und Kaiser dafür waren, scheiterten die Verhandlungen am Widerstand des Bischofs von Seckau und den Stainzer Kanonikern, die Domherrn werden sollten, während deren Propst nicht abgeneigt war, Bischof zu werden. *R. Ritzler* („Die Verschleppung der päpstlichen Archive unter Napoleon I.“, 144–190) kommt zu dem Ergebnis: „Während ihres Pariser Aufenthaltes blieben die Archive so lange intakt, als sie in der Obhut des französischen Archivars waren. Sobald sie aber nach dem Sturz Napoleons unter die Aufsicht der päpstlichen Kommissare gestellt worden waren, kamen mehrere Schriftstücke abhanden. Die größten Verluste jedoch verursachten die mit der Rückführung der Archive Beauftragten des Hl. Stuhles“ (158 f.). Etwa ein Drittel der Akten ging durch den Verkauf an Feinkostläden und Kartonfabrikanten verloren. *L. Santifaller* besorgte die Herausgabe der Briefe, die W. Fraknói, der Gründer des Ungarischen Historischen Institutes in Rom, an Th. v. Sickel geschrieben hat (191–351). Sie bringen viele interessante Details über vatikanische Verhältnisse und politische Ereignisse in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ein Namensverzeichnis von 11 Seiten beweist die Bedeutung und Reichweite dieser Briefe.

CHORHERRENSTIFT KLOSTERNEUBURG (Herausgeber), *Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg*. (182 S., 35 Abb.) Neue Folge, Bd. 4. Festschrift für Alphons Lhotsky, 2. Teil. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag 1964. Leinen S 180.–, kart. S 150.–.

Sinnvoll wird zuerst mit dem Aufsatz von *P. Uiblein* über Johannes Stadel von Rußbach eine Brücke zwischen Wien und Klosterneuburg geschlagen, da dieser Universitätslehrer des 14. Jahrhunderts später in das Stift eintrat. Der Beitrag über „Die Kriegsrüstungen des Stiftes bis 1500“ von *F. Fritz* überschreitet den Rahmen einer lokalhistorischen Studie und berichtet viel über die Hussitenkriege, die Zeit des Faustrechts nach dem Tode Albrechts V. († 1439) und die Kriege gegen Böhmen und Matthias Corvinus. Die biographische Arbeit von *G. Gerhart* über Michael Altkind († um 1475), Bischof von Petena (in Istrien) und Propst von Wiener Neustadt, interessiert besonders auch den Oberösterreicher, da Altkind seine Karriere in Spital am Pyhrn begann und an der Ausarbeitung der Statuten für das neugegründete Kollegiatstift Mattighofen wesentlich beteiligt war. *H. Wolfram* beschäftigt sich mit Cornelius, einem unehelichen Sohn Maximilians I., der 1527 Koadjutor des Klosterneuburger Propstes Georg II. werden wollte, sowie mit der übrigen unehelichen Nachkommenschaft Maximilians

(vier Söhne und sechs Töchter), so daß ein wirklicher Beitrag zur Maximilian-Forschung geleistet wird. Kardinal Matthäus Lang war kein Sohn des Kaisers (S. 84, Anm. 36). Dieser Nachweis wird dadurch gestützt, daß Maximilians Sohn Georg u. a. deswegen als Koadjutor von Salzburg nicht durchzubringen war, weil „in unseren Gegenenden am Beginn des 16. Jahrhunderts noch starke Widerstände“ bestanden, „Bastarde als Kirchenfürsten zu postulieren“ (90). Wenn das für Georg galt, dann hätte es auch für Matthäus gegolten. Den Beziehungen des Habsburgers Maximilian III. († 1618, Stifter des Herzogshutes) zu Klosterneuburg geht G. J. Kugler nach. Äußerst interessant sind die Ergebnisse G. Winners über „Die niederösterreichischen Prälaten zwischen Reformation und Josephinismus“. Wie an einem Seismographen lassen sich hier für den, der zu deuten versteht, die kirchengeschichtlichen Ereignisse ablesen. Der Priestermangel nach dem Sieg der Reformation bedingte eine starke Überfremdung. Priester anderer Orden, Länder und Schulen wurden Äbte und Pröpste in Niederösterreich. Fast zwei Drittel aller Prälaten des 17. Jahrhunderts waren Ausländer, die vielfach bei den Jesuiten (Germanikum, Ingolstadt, Dillingen, Graz) ausgebildet worden waren. Erst im Zuge der Gegenreformation setzten sich wieder österreichische Klostervorstände durch. Schade, daß Winner nicht auch die soziale Herkunft der Prälaten untersucht hat. Hierzu hätten ihn etwa die Forschungen von E. Krausen (München) anregen können, der für den süddeutsch-österreichischen Raum mit der Meinung von „Bauern“ oder „Adelkskonventen“ in der Barockzeit aufzuräumen und die überwiegende Mehrzahl der Prälaten dem Bürgertum zuweisen konnte (vgl. Jahresbericht der Görresgesellschaft 1963, 55). Mehrere kunstgeschichtliche Arbeiten, die sich mit den zwei Reliquien-Monstranzen der Klosterneuburger Schatzkammer (H. Fillitz), den Tapisserien des Gobelinzimmers des Stiftes (E. Neumann) und den Ansichten von Klosterneuburg des J. Ch. Brand (H. Aurenhammer) befassen, runden den Band würdig ab.

NIELEN JOSEF MARIA, *Christliche Gestalten*. (335.) Verlag Herder, Freiburg 1965. Leinen. Das Buch, das sich als geistliche Lesung eignet, enthält 24 Essays, die aufzeigen wollen, wie Christus in Menschen Gestalt annehmen kann. Dabei ist der zeitliche Bogen weit gespannt: von Nikodemus über Augustinus und Hrabanus Maurus zu Ernest Psichari (Enkel von Ernest Renan), einem heiligmäßigen Offizier des ersten Weltkriegs. Die Sprache der einzelnen Beiträge ist einfach, klar und lebendig. Das ökumenische Anliegen ist – besonders in den Aufsätzen über J. M. Sailer und W. Solowjew – unverkennbar. Befremdend wirkt die eigenwillige Periodisierung, die z. B. Friedrich von Spee († 1653) zum Hochmittelalter rechnet. Die Feststellung, daß Rimbaud „auf das katho-

lische Geistesleben der Neuzeit bestimmenden Einfluß“ ausgeübt habe (321), wird in dieser allgemeinen Form kaum zu halten sein.

Linz/Donau

Rudolf Zinnhobler

LORENZ WILLY, *Die Kreuzherren mit dem roten Stern*. (Veröffentlichungen des Königsteiner Instituts für Kirchen- und Zeitgeschichte der Sudetendeutsche, Bd. 2.) (41.) Königstein/Taunus 1964.

Der Verfasser hat mit dem ihm eigenen historischen Spürsinn in vier Kapiteln den wechselseitigen Ablauf des einzigen in Böhmen entstandenen Ordens der katholischen Kirche – des Kreuzherrenordens – aufgezeigt. Der Beginn der ursprünglich als Spitalsorden gegründeten Kreuzherren führt uns in die Zeit des Königs Przemysl Ottokar I. v. Böhmen und seiner Gemahlin Konstanze, deren Tochter Agnes ganz aus dem Geist des hl. Franz von Assisi als Gründerin des Hospitals (6. Jänner 1233) eines Minoriten- u. Klarissinnenklosters zunächst anzusehen ist. Agnes scheint als Ideal eine enge räumliche Verbindung des Minoriten- u. Klarissinnenklosters und des Hospitals vorgeschwungen zu haben. Das Spital befand sich ganz in der Nähe St. Kastulus in Prag. Das Hospital von St. Franz dagegen wird zuerst und nur allein am 6. 2. 1233 genannt. Obgleich die Kreuzherren die Papstbulle vom 14. April 1237 als die eigentliche Gründungsurkunde betrachten, so vollzog sich die Ordensbildung vielmehr in allmählicher Weiterbildung des Besitzstandes. Am 6. Juni 1253 werden bereits die Brüder von St. Franz an der Prager Brücke, Erbauung eines neuen Hauses an der Prager Brücke, genannt. 1271 führen sie die Bezeichnung „Ordo stellatorum de Praga“ und besaßen zwölf Häuser u. a. in Prag, Breslau, Wien, Mies, Brüx, Eger, Bunzlau und Wladislaw in Polen, ferner in Schlesien Glatz, Münsterberg, Schweidnitz und Liegnitz. Das luxemburgische Jahrhundert mit seiner ausgebreiteten städtischen Kultur kam auch den einzelnen Niederlassungen der Spitalbrüder von St. Franz zugute. Unter Karl IV. nahm der Meister von St. Franz den vierten Rang in Böhmen nach dem König ein. Im 15. Jhd. sollten infolge der Hussitenkriege sehr viele Hospitäler des Ordens nicht mehr bestehen, so in Aussig, Leitmeritz, Mies, Klattau und Schüttenhofen.

Doch schon im nächsten Jahrhundert vollzog sich im Orden eine wesentliche Umwandlung, eine „Klerikalisierung“. Da die Kranken nur noch eine untergeordnete Rolle zu spielen begannen, zerfiel der Orden in zwei Klassen, in Priesterherren und in dienende Brüder: aus „Kreuzträgern“ wurden „Kreuzherren“. Aus ihnen ging Anton Brus, wohl der größte der Kreuzherren, als „supremus magister“ hervor; er war ein Freund des Petrus Canisius und wurde sicherlich durch dessen Einfluß unter Ferdinand I. 1558 Bischof von Wien, ja nach 140 Jahren erhielt Böhmen in ihm am 5. 9. 1561 wieder einen Erzbischof. Das Prager Erzbistum hatte unter Brus zu einem Großteil von dem